

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 8 (1952)
Heft: 11

Artikel: Von Strümpfen und Strassen
Autor: Wanner, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420264>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

36. Jahrgang der „Mitteilungen“

Wintermonat 1952

8. Jahrg. Nr. 11

Von Strümpfen und Straßen

(Blauderei über Heft 139 des Schweizerdeutschen Wörterbuchs)

Von Hans Wanner

I.

Was man heute unter einem Strumpf versteht, weiß jeder; dagegen dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß dieser Teil der Beinbekleidung früher gar nicht Strumpf hieß, sondern Hose; ja in Gurin gilt dieser Ausdruck noch heute. Offenbar wurde das Wort Hose dann — wenigstens bei den Männern — auf die gesamte Bekleidung vom Fuß bis zum Gesäß ausgedehnt, jedoch in späterer Zeit, vermutlich im Zusammenhang mit Änderungen der Mode, wieder beschränkt auf das, was wir heute darunter verstehen und was im Dienstbüchlein so zart als Beinkleid umschrieben wird. Was übrigblieb, ein abgehauenes Stück für die Waden und z. T. (ursprünglich aber nicht immer) auch für den Fuß, das war gewissermaßen nur noch ein Stumpe oder Stumpf, und genau das ist eben die Grundbedeutung unseres Wortes Strumpf. Noch 1715 beschreibt der Zürcher Arzt und Naturforscher Johannes v. Muralt den Bau der Pflanzen folgendermaßen: „Der Stamme, der sonst auch der Strumpf oder der Stock heißet, ist der Theile, der einfaltig über die Erden herfürwachsen.“ Der Strumpf nun als Bekleidung der untern Gliedmaßen war ursprünglich nicht etwa gestrickt, sondern aus Tuch, Leder oder Filz hergestellt und wurde dementsprechend je nach dem Stoff vom Schneider, Kürschner oder Hutmacher angefertigt. 1568 gesteht in Zürich ein Dieb im Verhör, er habe in

Überlingen einer Frau „dryg eln (drei Ellen) schlecht grauw tuoch ver-
stolen, die einem schnyder bracht, der ime darvon ein par strümpf
gemacht und nit meer dann anderthalbe elnn wider gäben.“ Dieser
Schneider war offenbar nicht viel ehrlicher als sein Kunde. Ein anderer
Einbrecher ist nach dem Zürcher Ratsbuch von 1573 an einem Ort
„durch ein bengen (Fensteröffnung) gestigen, inn die stuben gangen“
und habe u. a. „1 bar liderin strümpf verstellen“. Zur luxuriösen städ-
tischen Kleidung trug man seit dem 17. Jh. auch seidene Strümpfe,
besonders die Männer zu ihren Kniehosen. Im Luzerner Kleidermandat
von 1696 werden sogar „den gemeinen Burger- und Handwercksleuten“,
denen sonst alles Seidenzeug verboten ist, „den Männern die seidene
Strümpf“ ausdrücklich erlaubt. Diese Seidenstrümpfe bezog man z. T.
aus Italien, z. T. aus England. Da tauchen auch die gestrickten Strümpfe
auf. So wurde 1653 in Obwalden verboten, „glismete englische Strümpf
anzuschaffen“. Das Stricken von Strümpfen aus Wolle wurde zunächst
von Männern als Berufsarbeit betrieben. Das Gewerbe dieser Strumpf-
wirker oder „Strumpfer“, wie man sie kurz nannte, erfreute sich aber
keiner sehr großen Achtung und war anscheinend auch nicht besonders
einträglich. Das läßt sich schon daraus schließen, daß es in manchen
Städten den Hintersässen erlaubt war, die sonst von den eigentlichen
Handwerken ausgeschlossen waren, oder in Waisen- und Armenanstalten
ausgeübt wurde. Erst in neuerer Zeit entwickelte sich das Strumpfe-
stricken zu einer Haushaltarbeit der Frauen und Mädchen; seither ist
es als solche recht eigentlich an die Stelle des Spinnens getreten.

Vielleicht wird das 20. Jahrhundert einmal das Jahrhundert des
Hemdes genannt werden, hat doch das einheitlich gefärbte und geschnit-
tene politische Hemd die paar vergangenen Jahrzehnte beherrscht, und
über die Jahrhundertmitte flattert kühn das über die Hosen getragene
Hemd als Symbol neuen Weltbürgertums. Wohl eine harmlosere, aber
doch nicht unbedeutende Rolle spielte der Strumpf im 18. und z. T.
im 19. Jahrhundert, da wenigstens noch in der ländlichen Tracht. Denn
in jenen Zeiten bildete der Strumpf neben andern Kleidungsstücken
ein wesentliches Merkmal für Stand und Herkunft seines Trägers oder
seiner Trägerin. Der seidene Strumpf mit dem Schnallenschuh gehörte
zum standesgemäßen Anzug der Oberschicht in den Städten, nicht nur
des Patriziates, der Rats- oder reichen Handelsherren, sondern z. T.

auch der Pfarrer. Wenigstens spottet 1779 ein Bauer über den Luxus der jungen Zürcher Geistlichen mit den Worten: „Strümpf, bewahr dich der I. Gott, daß er andere anlege als seidene, 3 Paar schwarze für die Kanzel und 3 Paar weiße bey Ehrenanlässen, das Paar 4 Fl., bringt 24 Fl.; für die Unterstrümpf will ich nichts rechnen, denn sie sind mehrentheils verrissen, weil man sie nicht sehen muß.“ Die Trachten der einzelnen Gegenden verlangten für Männer wie für Frauen eine bestimmte Farbe, manchmal sogar ein bestimmtes Mödili, etwa das Rautenmuster, für die Strümpfe, so daß der Kundige daran die Heimat der betreffenden Person erkennen konnte. Manchenorts ließ sich am Strumpf der Frauen sogar ihr Zivilstand ablesen; im Luzerner Gäu z. B. trugen die verheirateten Frauen rote, die Mädchen dagegen weiße Strümpfe. Als zu Beginn des 18. Jh. auch in der Schweiz zur Uniformierung des Militärs geschritten wurde, mußten auch entsprechende Vorschriften über die Strümpfe erlassen werden. Seien wir froh, daß wir heute lange Uniformhosen tragen oder dann Gamaschen, denn es läßt sich leicht ausmalen, wieviel Kommissionszifikationen es den Steuerzahler kosten würde, um den eidgenössischen Armeestrumpf zu „kreieren“! Doch auch in der sogenannten guten alten Zeit ging nicht immer alles glatt, und da die Wehrpflichtigen damals für ihre Ausrüstung selber aufkommen mußten, konnte man die Uniformierung nur sehr behutsam durchführen. So beriet man 1713 in Zürich, wie „die Freycompagnien nach und nach ohnvermerkt . . . sich Rock, Strümpf zc. von gleicher Couleur anschaffen könnten“, und den Hauptleuten wurde empfohlen, „daß sie ihren Untergebenen, so etwan gesinnet sein möchten, sich neue Kleider anzuschaffen, . . . die grauen Tücher zu Casaquen (langen Leibröcken) undt blaue Aufschläg, sodann die blaue Strümpf alß eine schöne, anständige Mondur recommandierten“.

Auch in Glaube und Brauch kommt dem Strumpf seine Bedeutung zu. An manchen Orten wurden, z. T. noch bis in unsere Zeit hinein, die Gestorbenen in Schuhen und Strümpfen bestattet; im Bernbiet mußten es bei Ledigen weiße sein. In Fanas wurden dem Toten ein gestärktes Hemd, Kragen, Krawatte und ein Paar neue Strümpfe angezogen, und in Schuders achtete man besonders darauf, daß den im Rindbett gestorbenen Frauen Schuhe und Strümpfe nicht fehlten. Gegen Krankheiten, ganz besonders gegen Wadenkrampf, schützt man

sich im Baselbiet dadurch, daß man beim Zubettegehen die Strümpfe kreuzweise übereinander legt. Im Emmental dagegen ziehen Leute, „die noch Religion haben“, wie Annebäbi Töwäger sagen würde, stets den linken Strumpf zuerst an, um sich mit diesem einfachen Verfahren die Zahnschmerzen fernzuhalten. Wenn einem der Strumpf über die Schuhe hinabfällt, bedeutet es schlechtes Wetter, wenigstens im Zürichbiet, in Thurgau jedoch nur, wenn es ein roter Strumpf ist; ist es ein andersfarbiger, so denkt jemand an den Betreffenden. Dagegen betrachtet man es im Thurgau wie in Zürich als ein Schönwetterzeichen, wenn beim Waschen die Strümpfe im Zuber obenauf schwimmen.

Ein so alltäglicher und dennoch oder gerade deswegen so bedeutungsvoller Gegenstand mußte auch zu allerhand bildlichen Redensarten Anlaß geben. Die geläufigste davon ist nicht nur in der Schweiz bekannt: „guet im Strumpf si“ = bei guter Laune, wohlauf sein. „I de läß Strumpf g'schloffte“, d. h. übelgelaunt, war dagegen wohl jene Entlebucherin, als sie erklärte: „We my Ma e Strumpf wär, so hätt ne scho lang uf'ta un nen anders g'macht.“ Dieser Ausspruch ist nicht nur wenig schmeichelhaft für den Mann, er kennzeichnet auch treffend eine Schwäche mancher Frauen. Wenn der Luzerner sagt: „Es chunnt mer öppis de Strumpf uf“, so meint er damit, es komme ihm etwas in den Sinn. Als der Luzerner Volkschriftsteller Josef Roos auf dem Sterbebett lag, meinte er zu seinem Freunde: „My Gsang isch us, es chunnt mer nüt me de Strumpf uf.“ Wenn uns ein Mensch völlig verwandelt erscheint, drücken wir das etwa aus mit dem Vergleich: „Er ist wie en umg'cherte Händsche“; dem entspricht im Bündnerland die Wendung: „Er ist wie en umg'cherte Strumpf.“ Um die Ehre, Sitz der Empfindungen und der Gedanken zu sein, streiten sich im allgemeinen der Kopf, das Herz und der Magen; bei den Burgdorfern und den Solothurnern scheinen auch die Beine dafür in Frage zu kommen, wenigstens heißt es bei ihnen von einem, der nichts merken oder hören will, er habe „ticki Strümpf a“. Da die Männer heute gewöhnlich zum Stricken nicht mehr taugen, sagt man im Limmattal scherzweise von barfußgehenden Kindern: „Si händ Strümpf a, wo-nene de Bätter g'lismet hät.“ Als Bekleidung der Gehwerkzeuge erscheinen die Strümpfe auch in manchen Redensarten, die das Fortgehen u. ä. bezeichnen, so „d' Strümpf binde“ oder „usebinde, usezieh“ = sich bereitmachen, davon-

machen, beeilen, „i d' Strümpf fare“ = sich eifertig anziehen, „uf de Strümpfe si, sich uf d' Strümpf mache“ im selben Sinn wie „uf de Beine si, sich uf d' Bei mache“ u. a. Manches gäbe es noch zu berichten vom Strumpf im Kinder-, Tanz- und Volksreim, von den Sparbägen, die im Strumpf aufbewahrt werden, ferner von den Zusammenfügungen und Ableitungen, die zum Wort Strumpf gebildet werden usw. Aber es ist Zeit, daß wir ebenfalls „d' Strümpf ufebinded“, denn wir haben noch ein gutes Stück Straße vor uns. (Fortsetzung folgt)

Vom Auslösen

Die Aufsätze sind wieder einmal durchgesehen und begutachtet. Mit einem Seufzer der Erleichterung lege ich den Federhalter auf die Seite. „Lasset uns Gutes tun!“ ist darin eingebrannt. Mein liebes Weib hat ihn mir seinerzeit in die Ehe gebracht, und weil mir das Wort so gut gefiel, habe ich ihn zum Gebrauch bei der Durchsicht der Aufsätze und der fremdsprachlichen Leistungen auserkoren. Oder gehört solche Arbeit vielleicht nicht zum Gutestun? Ich denke, doch. Es wird den geehrten Lesern und Leserinnen zwar ergehen wie mir: Man ist manchmal im Zweifel, wie dieser Aufforderung zu genügen sei. Es erhebt sich die Frage: Soll ich diesen oder jenen Ausdruck gelten lassen? Ist der Satz inhaltlich und der Form nach richtig? Verbessere ich hier gleich selber, oder überlasse ich das dem Schüler? Darf ich da der Mundart ein Zugeständnis machen oder nicht? Und wie bewerte ich das Ganze? Aus guten Gründen habe ich diesmal einen Fehler nicht unterstrichen, sondern selber verbessert, und zwar fand er sich in der Arbeit einer Vorzugsschülerin, und es war das erstemal, daß er mir in einem Schüleraufsatz begegnete. Sie schrieb nämlich: „Die Heimkehr des Vaters löste große Freude bei uns aus.“ „Daß dich das Mäuslein beiß!“ knurrte ich innerlich. Mußt du nun auch noch diesen unstatthaftern Pfad betreten? Aber nun sehe ich viele erstaunte Gesichter und höre die Frage: „Was soll denn da unrichtig sein? Solche und ähnliche Wendungen liest und hört man doch alle Tage. So lesen wir in allen möglichen Zeitschriften, sogar in dem Schrifttum namhafter Dichter, so hören wir in Vorträgen über die verschiedenartigsten Gegenstände.“ Leider, ja. Und deshalb habe ich jene Wendung dem Mädchen auch nicht als Fehler angerechnet. Und doch dürfen wir nicht so sagen oder schreiben. Schon